

Illustrierte Zeitschrift für unsere Jugend.

XIX. Jahrg. Prag, 1. November 1918 (26. Cheschan 5679). Nr. 21.

Inhalt:

Ich weiß ein Land, das hat kein Volk.
In den beiden Wochenabschnitten. Von
Jehuda.

Deborah. B. Jakobsohn.

Eine Familienmegillah.

In der Judengasse. Eugen Mayer.

Erscheint jeden zweiten
Freitag.

Der Baddik vom Dorfe. Schalom Asch.

Guck in die Welt.

Übersetzungs-Aufgabe.

Rätselaufösungen.

Rätsel.

Redaktion und Administration:
Prag II., Stefansgasse 629

Bezugspreise: für Oesterreich-Ungarn K 12.—
für Deutschland Mk. 8.—

Einzelne Nummer 40 h.

Manuskripte werden nicht zurückgekehrt

Abdruck nur unter Quellen- und Autorenangabe gestattet.

A. A. Postsparkassa-Konto 52.742.

B. D. Postsparkassa in Sarajevo Ko.-Nr. 1.08.

Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich: Philipp Lebenhart

Kalendarium.

Samstag, den 2. November

חיי שרה

Inhalt des Wochenabschnittes:

Der Tod Sarahs. Verhandlungen Abrahams mit Ephron, dem Sohne Johar wegen der Überlassung einer Grabstätte für seine verstorbene Frau. Sie sind von großem Interesse und geben in vieler Beziehung ein Bild der Sitten und Umgangsformen, die zu jener Zeit bei den Großen der Völker dieses Landes im Gebrauche waren. Abraham ersteht die Höhle Machpela samt dem angrenzenden Felde. Diese wurde später zur Familiengruft unserer Stammeltern. Abraham sendet seinen Knecht Eleasar zu seinen Verwandten, um für seinen Sohn Isak eine Frau zu suchen. Er ging in die Landschaft Aram Naharajim, dort fand er Rebeka am Brunnen. Auf seine Bitte um Wasser reichte sie es ihm und bot die Labung auch seiner Begleitung. Diese Liebenswürdigkeit gewann den alten Diener und er beschloß, um sie für den Sohn seines Herrn zu werben. Bethuel, der Vater, der gleichzeitig verwandt mit Abraham war, gab seine Zustimmung dazu. Ankunft Rebekas im Hause Isaks. Der Tod Abrahams. Die Geschlechtsfolge Ismaels.

Montag, den 4. November

ערב ראש חדש כסלו י"כ"ק

Dienstag, den 5. November

ראש חדש כסלו

Samstag, den 9. November

פרשת תולדות

Inhalt des Wochenabschnittes:

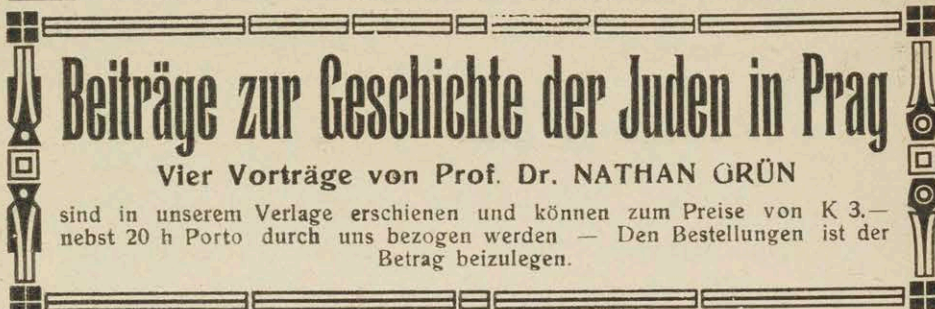
Familiengeschichte Isaks. Sein Sohn Esau verkauft seine Erstgeburt an Jakob. Sein Aufenthalt bei Abimelech. Sein Segen an Jakob und Esau. Jakob flieht nach Charan.

Zur gefälligen Beachtung.

Wir werden die Bezugsgebühr bei jenen Abonnenten, die trotz wiederholter Mahnung noch immer im Rückstande sind, durch die Post einziehen lassen, falls wir bis zum 15. d. M. nicht im Besitze derselben sein sollten. Hierbei bemerken wir, daß wir die verhältnismäßig hohen Portoauslagen der Nachnahme hinzurechnen müssen. Wir bitten dies zur gefälligen Kenntnis zu nehmen und beim Vorkommen die Nachnahme einzulösen.

Achtungsvoll

die Administration.



Beiträge zur Geschichte der Juden in Prag

Vier Vorträge von Prof. Dr. NATHAN GRÜN

sind in unserem Verlage erschienen und können zum Preise von K 3.—
nebst 20 h Porto durch uns bezogen werden — Den Bestellungen ist der
Betrag beizulegen.



Nr. 21.

Prag, 1. November 1918.

XIX. Jahrg.

Ich weiß ein Land, das hat kein Volk

Motto: Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
Der Mensch die Heimat — Juda nur die Gruft!
Lord Byron.

Die Morgendämmerung des Friedens lagert über den Gefilden Europas.

Die gequälte Menschheit harret in atemloser Spannung des Augenblicks, da die Sonne des Friedens die Nebel des Hasses durchbricht.

Doch schon jetzt steigen die Umrisse einer veränderten Welt aus dem Halbdunkel empor.

Der Weltkrieg hat die Völker durcheinander geschüttelt und weist ihnen Grenzen zu, die vorher kaum geahnt wurden. Die Karte von Europa wird ein anderes Gesicht bekommen, neue Völker und Staaten sind im Entstehen begriffen und ringen um ihren Bestand, um ihr Leben, ihr Recht und ihre Anerkennung.

Nun ist auch dem Volk, dessen tausende Jahre alte Leiden der Krieg noch ins Unendliche gesteigert hat, beschieden, nicht ganz leer auszugehen von dem Tische, an dem der ewige Friede geschlossen werden soll. Dem jüdischen Volke soll eine eigene Scholle, soll das Land seiner Väter als Eigentum zugesprochen werden. Die jetzigen Machthaber des eroberten Palästinas haben die Selbständigkeit des jüdischen Gemeinwesens in Crez Israel erklärt und anerkannt und auch die Regierungen, in deren Hut wir seit Jahrhunderten als treue Bürger leben, werden dem jüdischen Volke ihre Förderung nicht versagen. Und so wird endlich in Erfüllung gehen das, was unsere Ahnen sich durch zwanzig Jahrhunderte so sehnlich zu erleben gewünscht hatten. Juda wird wieder wie einst sein eigenes Land, seine eigene Heimat haben: Wird wie einst Herr sein im eigenen Lande, wird den heiligen Boden bebauen, wird säen und ernten, wird das Wissen der ganzen Erde in einem Mittelpunkt sammeln und verdoppelt ausstrahlen über die ganze Welt

חיי שרה - תולדות Zu den beiden Wochenabschnitten

Wenn die Wellen des jetzigen Weltgeschehens, wie noch nie zuvor, über unsere Häupter hinwegrasen und jahrhundertalte Einrichtungen, die noch vor kurzem von ewiger Dauer zu sein schienen, hinwegschwimmen, dann suchen wir fast instinktiv nach einem fußbreiten Boden, der uns in diesem Durcheinander Sicherheit bietet vor der Gewalt der Ereignisse. Und nun fühlen wir erst, wie recht unsere Weisen hatten, als sie lehrten, daß uns die heilige Schrift den heimatlichen Boden in allen Lebenslagen ersetzen soll und muß.

Denn so wie sie einst in ihrer Bedrängnis sich in diesen Schriften Trost, Mut und Ausdauer holten, so bieten sie auch jetzt eine unererschöpfliche Quelle der Erholung und Hoffnung auf eine andere, eine bessere Zeit demjenigen, der sich aus dem Chaos zu ihnen flüchtet.

Schlagen wir die Blätter auf, die an den nächsten zwei Sabbaten zur Verlesung gelangen und lesen die einfachen Berichte, worin die Schicksale unserer Patriarchen geschildert werden, so leben wir förmlich auf. Denn das, was hier steht, hat sich nicht geändert. Ob auch in der Welt Ströme von Blut fließen, ob Throne wanken und stürzen, ob Staaten vergehen und neuerstehen, hier hat sich nichts geändert. So wie einst vor Jahrtausenden, als die Worte niedergeschrieben wurden, so leuchten sie uns in unveränderter Gestalt aus dem Buche entgegen und werden vielleicht das Einzige sein, was die jetzige Zeit überlebt, ohne seine Form zu wechseln.

Unseren Kindern wird es gegönnt sein, aus dieser Quelle seinen Gleichmut zu schöpfen, unseren Kindern, denen die Früchte der jetzigen Kämpfe zufallen werden. Die feste Hoffnung und Zuversicht, bessere Zeiten zu erleben, die uns beseelt, die werden unsere Kinder erfüllt sehen.

Frei werden unsere Kinder den Spuren folgen können, die einst unsere

Erzväter auf ihrem Wege im Lande Kanaan hinterlassen haben. Mit dem Buche in der Hand werden sie die Stellen, wo Abraham gewelt, wo Isak seine Herden weiden ließ, aufsuchen und feststellen können. Es werden sich die Bilder wiederholen, wo jüdisches Leben im jüdischen Lande wiedergegeben wird.

Israels Kinder werden die heiligen Bücher aufschlagen und werden den Inhalt mit dem Boden vergleichen und werden beide gegenseitig ergänzen. Denn nicht mehr wird allein das Buch die Aufgabe zu erfüllen haben, ein ganzes Volk zu tragen, zu erhalten und über die Fährnisse der Gegenwart in die Zukunft hinüberzureiten, sondern es wird einen Teil dieser Aufgabe der Boden, der heilige Boden übernehmen. Auf diese nicht allzuferne Zeit sollen sich unsere Kinder vorbereiten. Es wird gut sein, wenn sie die überaus schönen Berichte wieder und wieder lesen. Es werden die Gestalten darin leben, Fleisch und Blut bekommen. Es sind nicht immer Helden, die an ihnen vorbeisichreiten, auch nicht lauter Tugendbolde, deren Taten ihnen beispielgebend sein sollten, aber immer sind es Menschen, wie sie gelebt und gelitten haben, mit ihren Tugenden und Fehlern. Sie werden von ihren eigenen Ahnen erfahren, sie werden sie lieben und achten lernen. Nicht mehr wird und darf es geschehen, daß der erste Zoll an Bewunderung und Verehrung des empfindlichen kindlichen Gemütes fremden Helden zufällt. Dann werden aber auch die Namen Abraham, Isak und Jakob nicht mehr eine wesenlose Gedächtnisformel bilden, sondern sie werden Sehnen und Nerven bekommen, sie werden im Leben des Kindes Gestalt und Form annehmen, die auf seine Entwicklung, auf sein Fühlen und Denken einwirken, und was sie als reife Menschen leben werden, wird ein jüdisches Leben sein.

Ben Jehuda.

Deborah.

Von B. Jakobson.

Ihren Mund tut sie auf mit Weisheit
Und milde Lehre ist auf ihrer Zunge.

(Sp. R. 31, V. 26.)

Der Gottesmann Moses war tot. In heißem, blutigem Kampfe hatte sein Jünger und Nachfolger Josua das ersehnte Land Kanaan erobert und es unter die einzelnen Stämme als Erbgut verteilt. Mit ermahnenden Worten an das Volk schied auch dieser mutige Führer vom Schauplatze seiner rumbollen Tätigkeit, das kaum zu einer Einheit gestaltete Stämmereich ohne Oberhaupt zurücklassend. Zerrfahrenheit herrschte unter den Stämmen, so daß die räuberischen Einfälle der Nachbavölker nur sehr schwer zurückgedrängt werden konnten.

Die wenigen hervorragenden Männer, denen wir in der Zeit der Richter begegnen, vermochten nur auf verhältnismäßig kurze Dauer dem Volke segensreichen Frieden zu geben; eine Zeit der Bedrängnis war über Israel hereingebrochen. Voran es hauptsächlich fehlte, war eine zur wirksamen Leitung geeignete Persönlichkeit, die mit allen den hohen Tugenden ausgestattet gewesen wäre, welche für dieses hohe Amt in schwerer Zeit notwendig vorhanden sein mußten.

Eine solche Persönlichkeit, voller Hoheit und Würde fand sich in der Gestalt eines geistig starken Weibes, das berufen war, die öffentlichen Angelegenheiten des Volkes in die Hand zu nehmen.

Deborah, das Weib eines sonst unbekannten Mannes Lapidot aus Kedesh in Naphtali, lag dem Amte einer Richterin und Prophetin ob. Unter einer Palme zwischen Ramah und Beth-El sitzend, welche später nach ihr die Deborah-Palme genannt wurde, richtete sie das Volk. Dorthin zogen alle, welche eine Streitfrage hatten, um ein weises

und gerechtes Urteil aus ihrem Munde zu vernehmen. Ihr verständiger Sinn, ihre weisen und begeisterten Reden, von prophetischem Geiste durchhaucht, mußten das Volk hingerissen haben. Deborah, in deren Brust die Großtaten der Vergangenheit lebten, und deren Herz mit den beseligtesten Hoffnungen auf den göttlichen Schutz erfüllt war, verstand es, den immer mehr gesunkenen Mut im Volke aufs neue zu wecken und zur Abhüttelung des schmachvollen Jocheb zu entflammen. Und mit welchen Mitteln? — Sie sang begeisterte, hinreißende Lieder, deren Zaubergewalt das Volk bis ins Innerste traf und ergriff.

Von glühendem Eifer für die heilige Sache des Vaterlandes selbst erfüllt, vermochte sie auch auf die Gesamtheit der Stämme einen tiefen und nachhaltigen Eindruck zu machen, so daß ihr Ruf als Dichterin und Prophetin bald bis in die entferntesten Teile des Landes drang und so das Vertrauen zu ihrer weisen Führung immer mehr befestigte.

Als daher um diese Zeit die kanaanitischen Völker, an deren Spitze Jabin, König von Chazor, und dessen Feldherr Sisera standen, sich zur Unterdrückung, Plünderung und Vernichtung der israelitischen Stämme vereinigt hatten, waren alle Blicke auf Deborah, diese hebre Gestalt gerichtet. Der echt weibliche Charakter Deborahs — sie war eben keine tollkühne Heldengrafin, die weiblichem Verufe entsagte —, ihr dichterischer und prophetischer Beruf, noch mehr ihre eigentliche Stellung als Friedensstifterin, abgesehen von ihrer Unfermnis des Kriegshandwerkes, ließen bei ihr den Gedanken

an die persönliche Anführung eines Heeres wohl nicht aufkommen, so sehr ihr Herz für die Errettung ihres Volkes aus der drohenden Gefahr entflammt war.

Die Not war groß, die Stammeshäupter der Verzweiflung nahe, weil die gewaltige Übermacht der Feinde unüberwindlich schien. Da erhebt sich Deborah aus ihrer Friedensstätte, beruft einen tapferen Helden, Barak aus Redes-Naphtali, zur Bildung und Führung eines Heeres, indem sie ihm dabei eröffnet, daß diese Sendung im Namen Gottes geschehe, dem Ruf also umgehend Folge geleistet werden müsse.

Die Botschaft, die sie an ihn richtet, lautet: „Der Ewige, der Gott Israels, gebietet dir: Ziehe hinauf nach dem Berge Tabor und nimm dir zehntausend Mann von den Söhnen Naphtali und Sebulon. An dem Fluß Kison werde ich dir den Sisera, den Heerführer Jabin's, und seine Wagen samt seiner Volksmenge zuführen und sie in deine Hand geben!“ Obgleich hier dem Helden die Gewißheit des Sieges verheißen wird, erwidert er jedoch der Deborah: „Wenn du mit mir gehst, so gehe ich; wenn du dich aber weigerst, so gehe ich auch nicht.“

Dieses kurze Zwiegespräch zeigt uns die Heldin in ihrer ganzen Größe. Sie hält zunächst diesen Krieg für einen Gotteskampf, für einen heiligen Krieg, weil er der Verteidigung des Vaterlandes galt, dem sich daher niemand entziehen dürfe. Darum trägt auch die Berufung des Barak den Charakter eines höheren Ertschlusses, einer unmittlbarbaren Weisung Gottes. Das anfänglich unentschlossene Auftreten dieses erkorenen Kriegshelden erklärt aber nicht allein die bereits geschilderte Lage der Stämme, sondern legt zugleich das beredteste Zeugnis ab von der hohen Meinung, welche man von der Prophetin hatte.

Deborah wird als Schutzgeist angesehen, unter dessen Obhut das so

schwere Unternehmen gelingen müsse. In der That muß ihr Erscheinen auf der Kampfesstätte einen gewaltigen Eindruck gemacht haben. Die bis dahin wankelmütig gewesenen, unentschlossenen Stämme konnten nicht länger in ihrer Zurückhaltung verharren; sie rüsteten sich zu einer heldenmütigen Verteidigung des so hart bedrückten Vaterlandes auf und kämpften Löwen gleich.

Der Kampf auf dem Berge Tabor muß ein furchtbar zerstörender gewesen sein, denn der Feind ward gänzlich vernichtet. Sein Feldherr floh, die Kriegsgeräte als Siegesbeute zurücklassend. Die Prophezeiung der Deborah sollte sich an ihm in erschreckender Weise erfüllen. Ein kenitisches Weib, dessen Volksstamm von jeher mit Israel in Freundschaft lebte, Jael lud den totnüthen, auf der Flucht begriffenen feindlichen Feldherrn in ihr Zelt ein, labte ihn und bereitete ihm ein Lager. In einen tiefen Schlaf war der von Angstschweiß triefende Krieger gesunken — da ergreift Jael den Zeltennagel, versetzt dem Schlafenden einen gewaltigen Stoß in die Schläfe, so daß er alsbald im Todeskampfe vercheidet. Durch die Hand dieses mutigen Weibes war der so gefürchtete Häuptling gefallen. Dem ihm nacheilenden Barak konnte Jael triumphierend nachrufen: „Komm, ich werde dir den Mann zeigen, den du suchst!“

Diese meuchelmörderische That der Kenitin, so verurteilenswerth sie auch an sich gewiß ist, muß hier, wie sehr sich auch unsere Begriffe von menschenwürdiger Behandlung und Schonung des Feindes dagegen sträuben mögen, dennoch als eine Rettung angesehen werden, zumal in einer kriegerischen Zeit, wo die Pflicht der Selbstverteidigung an jeden Einzelnen mit gebieterischer Gewalt herantritt. Andererseits wird die Abwendung einer Gefahr für die Gesamtheit geradezu als ein Gebot der Menschenliebe angesehen. In einer Lobrede auf die israelitischen

Frauen bemerkte einst der geistreiche Adolph Crémieux zu dieser Stelle: „Betrachten wir hier die beiden Frauen neben zwei Männern, Deborah neben Barak, Jael neben Sisera. Gott hat dem Weibe die Überlegenheit verliehen.“ —

Lag doch die weitere Gefahr nahe, es könnte dieser gefürchtete Häuptling eine neue Schar sammeln und einen verzweifelden Angriff machen, dessen Ausgang nicht abzusehen gewesen wäre. Von diesen Gesichtspunkten aus wird es uns begreiflich und erklärlich, wie der Mut dieses Weibes selbst von einer Deborah verherrlicht und gepriesen werden konnte.

Der Kampf war zu Ende, das Volk hatte vierzig Jahre Ruhe. Siegesgekrönt zogen Deborah und Barak heim, jene zu ihrem Berufe als Friedensstifterin, dieser im gehobenen Bewußtsein, ein heiliges Werk mit so großem Erfolge und zum Segen seines Volkes vollführt zu haben.

Die Kriegswaffen ruhten, aber die gefeierte Heldin Deborah ruhte nicht. In das Gedächtnis der Volkseele mußte dieser Freiheitskampf für alle Zeiten eingegraben werden. Sie stimmt dem Herrn ein Siegeslied an, denn Gottes war der Kampf, ihm gebühre Preis und Dank, nicht der Kriegsschar

und nicht ihren Führern, denn sie seien nur die Werkzeuge gewesen, ihnen könne nur ein geringer Teil an den Errungenschaften dieses Sieges zufallen.

Ein gewaltiger Hymnus voll hohen dichterischen Schwunges ist das Deborah-Lied, das im Buche der Richter eine bleibende Stelle gefunden. Einige Verse derselben seien auch hier wiedergegeben:

Höret, ihr Könige, merkt auf ihr Fürsten,
Dem Ewigen will ich singen,
Die Saiten rühren, dem Gotte Israels!“

„Mein Herz gehört den Führern Israels,
Denen, die sich willig hingeben dem Volke,
Preisest den Ewigen!“

„So mögen alle deine Feinde, o Herr,
untergeh'n,
Deine Freunde aber mögen sein, wie der
Aufgang
Sonne in ihrer Herrlichkeit!“

So sang ein israelitisches Weib, so sang Deborah, eine Mutter in Israel, wie sie sich selber zu nennen pflegte. Ja, mit mütterlicher Liebe umfing sie die Kinder ihres Volkes, für die sie gesonnen und gewirkt, und Liebe und Verehrung war der Lohn ihrer Taten, die mit unauslöschlichen Zügen in dem heiligen Buche für alle Zeiten eingezeichnet stehen.



Eine Familienmegillah.

Eine Sage aus Jerusalem. — Aus Frankl: Aus Jerusalem.

Es war zur Zeit des Königs Saragasanus im Jahre 5167, der in Saragossa seine Residenz hatte, in welcher auch viele Juden lebten, die in zwölf prächtigen Synagogen beteten. Es herrschte die uralte Sitte, daß, wenn der König das Judenviertel betrat, ihm sogleich die ältesten Rabbinen jeder der zwölf Synagogen mit den heiligen, pergamentenen Thorarollen, die in geschmückten Kästchen verwahrt

waren, entgegen gingen. Ihnen schloß sich die ganze Gemeinde an, und während die Rabbinen den beim Anblick des gekrönten Hauptes üblichen Segen sprachen, rief die Gemeinde: Amen!

So war es seit alten Zeiten her. Einmal fühlten einige sehr fromme Rabbinen ein Bedenken, ob es denn nach talmudischen Grundjätzen keine Entweihung sei, jedesmal sechsunddreißig Thorarollen dem König grüßend

entgegentragen? Da beschossen sie, wenn der König wieder in das Judenviertel käme, aus jeder Synagoge nur drei leere, mit kostbaren Stoffen behängte Kästchen zu nehmen und ihm entgegen zu gehen. So geschah es auch, und sie gingen dem Könige viele Jahre lang mit diesen leeren Kästchen entgegen.

Damals lebte am Hofe des Königs Saragasanus ein reicher Jude, der ein begünstigter Liebling war und Chajim Schamai hieß. Der fiel aber vom heiligen Glauben seiner Väter ab, und hieß dann Markus, wodurch er noch größeres Vertrauen am königlichen Hofe gewann, und wie die Abtrünnigen alle, ein größerer Hasser und Verleumder seines Volkes wurde, als die im christlichen Glauben Geborenen.

Als der König Saragasanus wieder einmal im Judenviertel erschien, und ihm in der althergebrachten Weise gehuldigt wurde, pries er des Abends auf seinem Throne sitzend, in Gegenwart des versammelten Hofes die Unhänglichkeit der Juden an ihren König und rühmte die fromme Sitte, den König mit dem Teuersten, mit dem Worte Gottes zu begrüßen. Da trat Markus auf und sprach also: „Nicht glaube, o Herr, daß die Juden wirklich so treu an ihrem Könige hängen. Die schön gezierten Kästchen, die sie Dir entgegentragen, sind leer und enthalten nicht die ihnen heiligen Thoravollen.“ Der König und alle Anwesenden erstaunten solches zu hören, Saragasanus erzürnte sehr und ordnete an, daß sein ganzer Hofstaat schon am folgenden Morgen bereit sei, mit ihm wieder ins Judenviertel zu gehen und schwur, wenn sich das bewahrheitete, was Markus sagte, alle Männer töten, die Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen zu lassen und alles Gold und Eigentum der Juden solle des Königs werden.

Während der König also ergrimmt redete, schloß der Diener einer der

zwölf Synagogen, der fromme, tugendhafte Greis Ephraim Baruch, ruhig auf seinem Lager. Er erwachte plötzlich und sah einen Mann, majestätischen Ansehens, mit langem Barte, einen ledernen Gürtel um den Leib gewunden, vor sich stehen, und er erkannte den göttlichen Propheten Eljahu, der ihn also anredete: „Du schläfst? Mache Dich eilends auf, gehe in die Synagoge, setze in jedes der drei leeren Kästchen die Thoravolle, komme dann zurück und lege Dich wieder, um zu schlafen. Zu niemandem aber rede, daß ich Dir erschienen bin, sonst bist Du des Todes.“ Erschröcken stand der Diener vom Lager auf und tat, wie ihm befohlen, und legte sich wieder, um zu schlafen.

Dieselbe Erscheinung hatten die Diener der elf übrigen Synagogen, die ebenfalls dem Auftrage getreulich nachkamen, und jeder von ihnen glaubte, daß die Erscheinung nur ihm geworden sei.

Der verhängnisvolle Tag brach an; es war der 17. des elften Monats Schebat im 13. Jahre der Regierung des Königs Saragasanus, das 5180. Jahr nach der Zerstörung des zweiten Tempels; da erschien, kaum daß noch die Morgenröte die schwarze Nacht zu verscheuchen begann, plötzlich der König Saragasanus im Judenviertel. Zu seiner Rechten ging der Verräter Markus; es folgten alle Großen des Reiches, eine Menge bewaffneter Kriegsvolkes von 300 Männern mit blanken Schwertern, um, wenn der König ihnen winkte, Alles niederzumachen.

Die Juden waren sehr überrascht, eilten von ihrem Lager, um ihren König zu begrüßen; die Rabbinen zogen ihnen mit den sechsunddreißig Thoravollen voran. Da sprach, als sie sich dem Könige näherten, Saragasanus zu ihnen: „Ich will einmal die Gesetzbücher Eures Propheten Moses, in dessen Namen Ihr mich jegnet, sehen.“ Todesangst überfiel die Juden, und die

Rabbinen sprachen unter sich: „Weh uns! welches Unglück hat Gott über uns verhängt.“ Sie ahnten nicht, wie väterlich der Herr seine Frommen geschützt hatte. Die Diener Saragasanus ritten heran und öffneten die Gehäuse der Gesekrollen. Wie waren alle erstaunt, als sie dieselben sahen, und den 44. Vers des 26. Kapitel im 3. Buche Moses aufgerollt fanden; „Aber auch so, wenn sie sein werden im Lande ihrer Feinde, werde ich sie nicht verworfen und sie nicht verschmähen, sie zu vernichten, meinen Bund mit ihnen zu brechen, denn ich bin der Ewige, ihr Gott.“ Und so fand es sich in allen 36 Kästchen.

Der König Saragasanus, als er sich von den Verleumdungen des Markus überzeugt hatte, war sehr gnädig, dankte den Juden für ihre Anhänglichkeit und erließ ihnen als Zeichen

seiner Huld für drei Jahre alle Abgaben und Steuern. Den Verleumder Markus aber ließ er augenblicklich hängen, den Leichnam den Hunden vorwerfen und die Überreste verbrennen.

Die Gemeinde feierte ein Dank- und Freudenfest für die ihr gewordene wunderbare Offenbarung und setzte für ewige Zeiten fest, daß der 17. Tag des Monats Schebat ein gottgeweihter bleibe, ein Fast- und Betttag, an welchem die Armen reich bedacht werden sollen. Der Abend dieses Tages aber, wo diese Begebenheit gelesen wird, sei der Freude, Gastmählern und Gesängen geweiht.

Noch heute, nach fünfhundert Jahren, lebt in Jerusalem eine aus Saragossa stammende Familie, welche die auf Pergament geschriebene, uralte Megilla besitzt und am 17. Schebath liest und mit einem Freudenmahle feiert.



In der Judengasse.

Eine Skizze von Eugen Mayer (München).

Mit Genehmigung des Verlages „Ost und West“ (Leo Witz).

In jedem Jahr komme ich in die Judengasse der kleinen süddeutschen Stadt. Die Gasse hat eigentlich nur noch ein historisches Recht auf ihren Namen; es wohnen fast keine Juden mehr darin.

Nur die Leute, bei denen ich meine Ferien verbringe, und nebenan ein russischer Jude mit seiner Familie. Den „Pollack“ heißen ihn liebevoll die andern, deren Väter oder Großväter gewiß auch einmal „nur“ Pollacken waren. . . .

Dann ist noch die „Schul“ da, die alte, heilige Schul mit den kleinen, zerbrochenen Fenstern und dem unscheinbaren Außern. An ihren Mauern sind Jahrhunderte vorbeigezogen, haben ihnen Frieden und Sturm gezeigt, haben sie alt und grau gemacht.

Im Vorhof stehen die Steinbänke, auf denen sie seit hundert und hundert Jahren sitzen, bevor es Zeit ist „Schule zu gehen“; und da sprechen sie von den Neuigkeiten in der „Rehillah“, von den Getreidepreisen, von den schweren Zeiten und von allem, was vorgeht in Gottes großer, weiter Welt — — —

Aber all das vergesse ich, wenn ich in die Schul selbst hineingehe, die drei Stufen hinunter. — — —

Wieviel Geschlechter sind vor mir diese ausgetretenen drei Stufen hinabgeschritten, wieviel Finger haben andächtig den abgegriffenen Türpfosten gestreift, wieviel Lippen inbrünstig das „Ma tauwu“ gemurmelt!

Und diese grauen Wände, die so kalt hinunterblicken! Wieviel Gebete haben sie gehört, wieviel heißes Flehen,

wieviel glühender Dank ist zu ihnen hinaufgedrungen im angstvollen Zwielicht der Kerzen! —

All die Geschlechter sind gegangen, gefallen wie die Blätter im Herbst. — Jetzt geht man in der Synagoge auf Mojsait. Elektrisches Licht strahlt; und die Orgel rauscht. —

Aber am Abend, wenn der Tag Abschied nimmt und die Sonne scheidend die Berge küßt, dann ist es wie früher: mich umfängt dasselbe lauschige Halbdunkel, es gleitet schwebend um mich, hüllt mich ein, spinnt dämmerige Zauberfäden . . . Vor mir, neben mir ist heiliges Dunkel, es schließt mir die Augen und schauert mich heiß, und es wird rein und fromm in mir, ich vergesse die Welt mit ihren Sünden und dem vielen schweren Leid . . . So war es, als mich der Vater zum erstenmal in die „Schul“ führte, mich die kleinen Händchen falten lehrte und die heilige Thora küssen ließ.

Damals ist Gott in mich eingezogen, brachte mir glücklichen Glauben, und nimmer hat er mich verlassen; mehr aber als draußen habe ich ihn im Herzen in der alten „Schul“ — am Abend im tiefen dunklen Schweigen. Da fühlte ich sein Walten, seine Nähe; ich höre seine Fittiche rauschen, und es zwingt mich, wie einst die Hände zu falten und zu beten, er solle mich hüten und schützen vor der staubigen Welt, vor dem grausamen Leben. —

Sonst ist nichts jüdisch an der Judengasse, als ihre Geschichte.

Aber diese Geschichte ist alt und groß und traurig schön, und es gehen so viele wundersame Märchen um von denen, die vor uns da lebten. — Im Winter, am Abend, wenn die Lampe singt und das Holz im Ofen knisternd verglüht, nimmt der Großvater mit den zitternden, runzligen Händen das „Nissim“-buch aus dem Spind, setzt die Brille mit den runden Gläsern auf und erzählt den Enkeln, die sich lauschend

an seine Knie drängen, von all dem Wunderbaren, das in der Judengasse ehemals sich zugetragen.

Jetzt sind die Enkel groß geworden. Der Großvater ruht längst draußen im „guten Ort“, die Märchen sind verklungen, und das „Nissim“-buch verstaubt irgendwo in der Ecke.

Nur die Judengasse lebt noch; auch ohne die Juden.

Die haben ihr Ghetto jetzt anderswo, aber nicht hinter Mauern von Stein.

Nur wissen die meisten es nicht. Und sie tragen doch so schwer daran; aber sie sehen so schlecht, die guten armen Leute.

Am Tag gehe ich nicht gern durch die Judengasse.

Nur nachts, wenn ich ganz allein bin. Die Nacht ist so gut, deckt so vieles zu. Ganz allein gehe ich durch die stille Sommernacht.

Und meine Gedanken flüchten träumend in die Vorzeit. Sie führen mich in ein Traumland mit seltsamen Bildern — wie ich so auf dem holprigen Pflaster der Judengasse durch die laue, schweigende Traumnacht gehe. —

Hüben und drüben die schmalen, hohen Häuser mit den schiefen Dächern und den kleinen Fenstern, die so viel Unglück gesehen, soviel Sterbeseufzer gehört haben. Glück ist selten da zuhause gewesen. Die Mauern sind so hoch, lassen keine Sonne herein. Das Unglück steht an der Türe mit seinen unheimlichen Augen, eng gehüllt in den finsternen grauen Mantel. —

Und sie fühlen das, drinnen im Zimmer, und im reinsten, innigsten Glück weinen sie — traurige, freudige Tränen. —

Und ich gehe und gehe.

Kein Laut.

Nur meine Schritte hallen durch die Stille.

Jeder Fußbreit von dem Boden, auf dem ich gehe, ist mit Blut getränkt, mit reinem, heiligem Blut.

Und die Saat? Wie ist sie aufgegangen!

Die Väter wußten zu sterben für ihr Volk. Aber die Enkel wollen nicht einmal für ihr Volk leben — und das Opfer wäre doch so klein. — — —

Aber Blut ist stark, stark wie junge Frühlingskeime.

Und es treibt in der Erde und treibt und treibt, bis der goldene Erntesommer kommt. Der wird uns Glück bringen mit seinem Ernteregen, wehmütiges, traurig-süßes Glück, wie es in der Judengasse blüht, und dann, im goldenen freien Vollicht der Sonne wollen wir Erntefeste feiern, traurig-süße Erntefeste.

Der Boden mit den holprigen Steinen ist heilig.

Ich möchte die Schuhe ausziehen — wie Mose.

Kein Licht brennt in der Gasse.

Nur am Himmel oben ist Licht, und es sendet fahle, zitternde Strahlen in die enge Judengasse. — — —

Und von den schmalen, hohen Häusern lösen sich dunkle Schatten, und sie recken die schlafmüden Arme, und sie huschen gespenstisch hin und her, und es geht durch die Nacht ein geheimnisvoll Raunen und Flüstern.

Die Schatten halten nächtliche Zwiesprach.

Sie tauchen ineinander, erzählen sich mit Geisterstimmen, leise verhallend, von alten, traurigen Zeiten. Von den Zeiten, wo nur Juden in der Gasse wohnten, wo jeden Abend die Tore geschlossen wurden, und jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, der „Schammes“ mit seinem Holzhammer an die Fensterläden klopfte, um die frommen Hausväter zu mahnen, daß es Zeit sei, „Schule zu gehen“. Und nach der „Schul“ gingen sie über Land, den schweren Pack auf dem gebeugten Rücken, um auf den Dörfern das Brot sich zu verdienen und noch etwas mehr. Die Kinder werden groß, und die Buben sollen in die Stadt auf die Schule,

und die Mädchen sollen auch gut versorgt werden. Er selbst verlangt ja nichts vom Leben, und geduldig schluckt er Tag für Tag den Staub der Landstraße und die Schimpfwörter der Reichen: „Alles für die Kinder, Gott soll sie gesund lassen!“

Und am Abend spät kommt er nach Hause, abgespannt und verdrießlich. Und so geht es ohne Ruhe, die ganze Woche, bis er wieder ein Goldstück in den Kasten legen kann.

Nur am Freitag Abend, am lichten, heiligen Sabbath, ruht die Arbeit, denkt er nicht ans Geld, nicht ans Verdienen.

Da kommt er, ein anderer wie in der Woche, aufrecht, Sabbathfreude in den Augen, aus der Schul in die niedere Stube, den Jüngsten an der Hand nachführend, der das große Gebetbuch krampfhaft an sich drückt, da segnet er die Kinder, die andächtig den Kopf vor ihm neigen, und alle singen das rührende, schöne „Scholaum-Melechem“; dann macht er Kiddusch und setzt sich an den großen Tisch mit dem blanken Tuch, in dessen starkgebügelten Falten noch der Duft des Wäschebrenns weht, mit dem mohnbestreuten Sabbathbrot, mit den zwei unruhig brennenden Kerzen; dann ißt er die alten guten Sabbathspeisen, dieselben, die sein Vater und sein Großvater an jedem Freitag gegessen haben, und wenn er dann mit der Frau und den Kindern die alten, traulichen Sabbathlieder in den alten traulichen Weisen singt, — dann ist er im Paradies, glücklich, ohne die Sorgen des staubigen Alltags. Dann ist er König, die Stube sein Reich, das Sammetkappchen seine Krone und der Tisch sein Altar. Stille, zufriedene Frömmigkeit strahlt von ihm aus, auf die Frau, die Kinder, erfüllt die Stube mit lichtem Glanz — — — ein Engel Gottes schwebt in das Zimmer mit leichtem Flügelschlag, — und die zwei Kerzen auf dem Tisch mit ihrem ängstlichen Flimmern brennen ruhiger — höher — — reiner.

Nicht zu allen Zeiten ging es so friedlich zu in der Judengasse.

Die nächtlichen Schatten haben andere Szenen gesehen — wenn die fanatische Menge fessellos die Gasse durchraute, dem Juden Tür und Fenster einschlug, um ihm sein Geld und seine schönen Töchter zu rauben, um in ohnmächtiger Wut seine Heiligtümer zu schänden, und wenn der Jude, Gott auf den Lippen, seinem Kind und sich selbst das Messer ins Herz stieß, — das alles haben die Schatten gesehen, da die Flammen blutrot zum nachtschwarzen Himmel aufstiegen und dem Schöpfer die letzten Seufzer, die letzten Gebete, die Todesgrüße seiner Helfender brachten — — und die Schatten schauern im Grauen der Erinnerung; ich aber möchte ihnen erzählen die ganze Nacht, neue Geschichten aus neuen traurigen Zeiten — aus dem neuen Ghetto, das dunkel, mit ragenden Mauern, auf den Trümmern des alten sich aufgebaut. — — — — —

Aber die Zeit ist um. Der Tag graut.

An den Häusern hinhuschend schwinden die Schatten, gespenstisch und leise, wie sie gekommen. Die Märchen fliehen fort. Das Flüstern verhallt und der Nachtwind verrauscht.

Es wird Tag.

Neugierig schaut die Sonne über die hohen Häuser und all der wunder-

same Zauber ist verslogen ins Traumland, geschwunden wie schreckhafter Spuk.

Und am Tag ist die Judengasse ganz anders.

Der Tag nimmt ihr die zauberische Schönheit der Nacht, er zieht den Märchenschleier von ihr und deckt sie auf in ihrer schmutzigen Nacktheit.

Am Tag ist sie wie die andern Straßen und Gassen der Stadt — noch weniger, traurig, alt, schmutzig, paßt nicht in die neue Umgebung mit den roten Ziegeldächern — und deshalb reißt man sie auch nieder.

An das, was sie früher war, denkt man nicht. Der Tag läßt keine Zeit dazu. Das, was vor ihm war, künmert ihn nicht. Er ist selbst ein neues Blatt, das hastend beschrieben wird.

Zum Denken, zum Träumen ist die Nacht.

Und in der Nacht ist die Judengasse tot. Und der Tod ist ein Dichter. Den Menschen und den Gassen nimmt er das Schlechte, Häßliche.

Nur das Gute läßt er sehen, das Schöne, verklärt sie mit geheimnisvollem Schimmer küßt sie. — —

Am Tag lebt die Judengasse.

Und der Tag ist wie das Leben, brutal, grausam, ohne Poesie.

Deshalb verschwinden am Tag die Schatten in den hohen, winkligen Häusern, — bis zur nächsten Nacht. — —



Der Zaddik vom Dorfe.

Eine Volkslegende von Schalom Asch.

(Seinem Freunde Abraham Neumann gewidmet.)

In tauglicherndem Grase liegt er versteckt und hütet die Schäfchen, die ihm sein Vater anvertraut.

Man nennt ihn Jaschek. Wie er mit seinem jüdischen Namen heißt, weiß er allein nicht mal, denn er ist noch niemals zur Thora aufgerufen worden.

Alle aber wissen es, daß er ein

Bauer, ein „grober“, ungeschlachter Mensch ist. Sein Vater Zischel Milchiker hat ihn überhaupt schon aufgegeben. Er hat nicht einmal mehr die Hoffnung, daß der Junge nach ihm Kadisch jagen werde. Dennoch läßt er, um seine Pflicht zu tun, einen Melamed aus der Stadt kommen.

Der Lehrer arbeitet mit dem Jungen mit aller Kraft. Hundertmal und tausendmal muß er jedes Wort wiederholen. Aber Jaschek hört sich das alles vergnügt und mit größter Gemütsruhe an, als ob es ihn überhaupt nicht angehe.

„Werde mal einer fertig mit so einem harten Schädel!“ wettert der Melammed und schüttelt seinen Kopf. Und die Mutter sieht auf ihr Söhnchen und stöhnt. Einem Siddur wagt man ihm schon gar nicht in die Hand zu geben. Und damonen (beten)! . . . Er — Jaschek! — soll damonen? Was hat er mit Gott zu tun? Das wäre ja geradezu eine Gotteslästerung, wenn er das Sch'ma sagte.

Und doch erkennt Jaschek Gott auf seine Weise. Und sein Herz empfindet Gott. überall und überall, wohin sein Auge blickt, dort sieht er Gott. Wo im Stillen das Bächlein rauscht und dem ruhigen, grünen Berge Geheimnisse zuflüstert, da sieht er Gott. Und wenn er in weiter Ferne die dunklen, traurigen Wolken am Himmel vorüberwallen sieht, fühlt er ein geheimnisvolles Wünschen, ein seltsames Bangen. Wonach? . . .

Wenn am Himmel ein Gewitter heraufzieht und es donnert und blitzt, wenn der Regen niederströmt und ein schwerer Nebel das Dorf umhüllt, fühlt er Gottes Nähe, oder als sie ein andermal unter der Schneidemaschine den alten Matsche hervorholten, von dessen zerhackten Füßen das Blut herabrann, da, auch da empfand er Gott.

Manchmal denkt er: nicht im Himmel wohnt Gott. Nicht zum Himmel muß man den Kopf emporheben, will man Gott sehen. Nein, Gott wohnt irgendwo weit, weit in einer großen Stadt. Vielleicht gar dort, wo der Gutsherr wohnt und wo die großen und feinen Herren wohnen. Aber all die feinen Gutsherren und die großen Leute sind nichts weiter als Gottes

Knechte, ebenso wie Stach und Woitsek bei seinem Dorfherrn nur Knechte sind.

Aber was hat er, Jaschek, mit Gott zu schaffen? Er könnte doch nicht einmal ein Hirte bei Gott sein. Denn ein Hirt bei Gott, denkt er, müßte auch schon ein großer Herr, ein Magnate sein. Vielleicht ist sogar sein Gutsherr nicht einmal Kutscher bei Gottes Pferd. Darf sich da Jaschek hervorwagen?

Nur zuweilen, wenn der Himmel rein ist und klar und verträumt daliegt in einem blauen, wallenden und fließenden Schleier, wenn die Gräser unten friedlich wachsen und wurzeln und still zum Himmel empor schauen, und wenn dort geradeüber der alte Wald fräunend dasteht, der grüne Ahne des Dorfes, und dort weiter sich der Weg zwischen den Wiesen schlängelt — ein Bauer fährt und ein Jude geht irgendwohin . . . weit, weit — und hoch oben sich der Himmel in weiter Ferne dehnt und dann niedriger und niedriger fällt, bis er sich ganz auf die Erde herabsenkt und er, Jaschek, auf der Schwelle des Speichers sitzt und guckt und starrt; dann denkt er bei sich: Gott hat sich einmal frei gemacht von den großen und stolzen und feinen Herren und ist allein einhergekommen übers Feld, hat sich bequem gemacht und liegt nun da und wartet . . .

Und Jaschek drängt es, Gott zu loben und zu danken für all die Schönheit rings . . . ringsumher. Und manchmal möchte er wandern und wandern so weit bis zu der großen Stadt, wo Gott wohnt und wo sein Palast steht. Will dann zu ihm gehen und seine liebe, liebe Hand küssen. . . .

Aber ihn quält ein Gedanke. Wird man mich denn vorlassen? Man wird mich zu Gottes Palast nicht zulassen, stimmt er. Denn dort stehen die Schweizer, hohe Gestalten mit blauen Bändern, gelben Stulpstiefeln und roten Fräcken (so wie er sie bei den Dorsherren gesehen hat, die zu seinem Gutsherrn zu Besuch gekommen waren).

und sie werden ihn fortjagen. Aber überlegt er sich: Wozu wandern? Ist doch Gott auf dem freien Feld und die Schweizer behüten einen leeren Palast, in dem Gott nicht ist. . . .

„El melech nēmon“, drillt der Rebbe in ihn hinein und Jaschek denkt bei sich: El melech nēmon ist so ein Spruch, den man hersagen muß, um von den Schweizern in Gottes Palast eingelassen zu werden. . . .

Indessen er hat ein Gebet anderer Art für Gott. Ein Gebet ohne Worte. Ein Gebet, das in seinem Herzen wächst, seine Seele ausfüllt und schwellt und das aus ihm herausströmt im . . . Pfeifen.

Will er beten, dann legt er zwei Finger in seinen Mund, spitzt die Lippen und bläst tüchtig zu; und sein Gebet schallt durch den Wald.

Und Gott versteht ihn wohl. Ihn und sein Gebet.

Aber Jaschek pfeift nur dann, wenn er fühlt, daß er pfeifen muß. . . . Und Gott — stimmt er — liegt irgendwo auf freiem, duftendem Felde und lauscht seinem Pfeifen mit Behagen und hat seine Freude an dem Pfeifen.

Und nicht er allein pfeift. Alle — daß weiß er — pfeifen. Wenn Nassif, der Dorfhund, plötzlich zu knurren anfängt, mit seinem Schwanz wedelt, zum Himmel aufsieht und bellt, sagt Jaschek: Nassif dawnet. Wenn die weiße Kuh vom Felde abends heimkommt mit langgezogenem, traurigem Muh, denkt er, sie dawnet. Der „Bolan“ dawnet auf andere Weise; er tollt umher, stellt sich auf die Hinterfüße, richtet den Kopf hoch und macht Brr. . . . Brr. — Alle dawnen, sogar die Frösche im Wasser: Quak, quak! Einer nach dem anderen. . . .

Jaschek ist dreizehn Jahre alt geworden. Es ist vor dem Neujahrsfest; und er kann immer noch nicht das

Sch'ma sagen, obwohl der Rebbe nichts weiter in ihn hineinzutrichtern sucht: nur das Sch'ma, damit man ihn in die Stadt mitnehmen könne.

Denn einen neuen Zwillich-Anzug hatte Jaschek schon bekommen, ein Paar Stiefel und eine neue Mütze. Alles zu den Feiertagen. Nun soll er aber auch das Sch'ma beten können.

Die Synagoge ist voll Andächtiger. Klein und Groß, alle weiß gekleidet, mit dem langen Gebetmantel. Alle stehen und schütteln sich und schreien und rufen lauter und lauter. Um den Omed, auf dem die sieben Wachslichter brennen, steht der Vorbeter mit den Sängern. Langgezogene, tränenersüllte Töne, von abgerissenen, halben, leiderstücten Klagen durchsickert, hört man: das schwere Gebet des Rabbi Amnon „An'šane taufes“. Und wie unterdrücktes Weinen dringt es plötzlich heraus aus der Frauenschul; und Jaschek mit seinem neuen Zwillichanzug, die blonden Haare hervorlugend unter der zurückgeschobenen Mütze, horcht auf und läuft dann von seinem Plaze nach vorn und stellt sich seitwärts gegenüber dem Vorbeter hin. Aber der Siddur, den ihm sein Vater gekauft hat, damit es so aussehe, als ob er bete, gleitet ihm aus den Händen: Jaschek steht mit weit aufgerissenen Augen und guckt. Er hört nichts und fühlt nichts. Er steht und blickt nur mit starren Augen auf den Vorbeter und auf die weinenden Juden. Da sieht er den weißen Vorhang vor der heiligen Lade mit den goldenen Buchstaben: Heilig dem Ewigen, und er denkt bei sich: Dort muß Gott sein, dort . . . dort hinter dem Vorhang!

Von der Gallerie blickt seine Mutter herab. Sie sieht ihren Sprößling, wie er dasteht und starrt, wie der Siddur seinen Händen entfallen ist, und sie seufzt: Ein Bauer ist er, ein geborener Goi. Und der Vater blickt ihn scheu unter seinem Falles hervor an und

fleht: Allmächtiger, denk auch an ihn!

Aber Jaschek regt sich nicht und starrt nur vor sich hin. . . . Alle weinen, alle beten; alle schreien zu Gott. Wie gern täte ers auch!

Er will auch zu Gott beten; er will auch, — nicht weinen, nicht schreien — nur danken und Gott loben will er, für alles, alles danken. . . . Er bückt sich nieder, hebt seinen Siddur wieder auf, schlägt das Sch'ma auf und beginnt: El . . . me . . . lech . . . ne . . . mon. Aber dieses Gebet ist nichts für ihn. Er versteht es nicht. Das ist nur ein Spruch. Er will danken und loben, ehrlich und treuen Herzens. Aber er hat Angst vor der großen Menge. Vor der großen Menge, die so ganz anders betet. Doch der Drang zum Beten besiegt seine Angst, und Gott ist stärker als alle. Er muß. . .

Und er legt die Finger an den Mund; und ein lauter Pfliff schneidet durch die weinende Gemeinde. . . .

* * *

Alles ist wie vom Donner gerührt. Wer pfeift da am heiligsten Ort? . . . Der Vater will ihn am Arme packen und hinausbringen. Die Leute wollen ihn schlagen.

Da dreht sich plötzlich der heilige Rabbi von seinem Stand an der Misrach-Wand um und fragt: Wo ist der Heilige, der Zaddik, der das böse Verhängnis zerrissen, der den Himmel durchbohrt hat, damit unsere Gebete durch die bleiernen Wolken hindrinnen können zu Gottes Thron? . . .

Von dem „Heiligen“ war nichts mehr zu sehen. Er hatte den Tempel verlassen und war, die Stiefel auf der Achsel, übers Feld schon ins Dorf heimelaufen. —

Dem Jüdischen nachgebildet von Theodor Stociti.

□ ■ □

Metrische Gebetübersetzung.

J. Fried.

I. Mah towu.

Wie herrlich schön sind deine Zelte, Jakob,
Und deine Wohnungen, o Israel!
Durch deine Gnade, o mein Gott und Herr
Ward mir das Glück zuteil, hier einzutreten
In dein so hoch erhab'nes, heil'ges Haus.
Und mein Gebet zu dir emporzusenden;
In Ehrfurcht, Demut und in frommer Scheu,
Vor deiner Majestät mich hinzuwenden.
Wie gern verweile ich, o Ewiger,
In diesen dir geweihten, heil'gen Hallen!
Vor dir, der mich ins Dasein hat gerufen,
Beug' freudig ich das Knie und werf' mich nieder.
O möge mein Gebet dir wohlgefällig sein,
Gewähre mir in deiner Gnaden Fülle
Erhörung meiner Wünsche, meines Fleh'ns.

II. En komocho.

Keiner gleicht dir von den Göttern,
Nichts gleicht deinen Wunderwerken.
Ewig dauert deine Herrschaft.
Ohne Ende ist dein Reich.
Gott regiert, er hat regiert,
Ewiglich wird er regieren.
Seinem Volk verleiht er Macht.
Segnet es mit stetem Frieden.

III. Aw korachamim.

Vater der Barmherzigkeit,
Nimm in Gnade wieder auf
Zion, deine heil'ge Stadt,
Und erbaue ihre Mauern
Wie einst in der Vorzeit Tagen;
Denn auf dich vertrauen wir,
Hoch erhab'ner, heil'ger König,
Herr der Welt in Ewigkeit.



Guck in die Welt.

Der amerikanische Ingoismus im Kampfe gegen die Sprachen der Eingewanderten. (Schluß.)

Harding führt dann weiter aus: „In Ihrem Briefe sagen Sie: „Es gibt nichts, woran Männer und Frauen so hartnäckig festhalten, als an ihrer Tradition, die Sprache ihrer Vorfahren eingeschlossen.“ Diese eine Behauptung zeigt die ganze Schwäche Ihrer Argumentation. Sie verkennen die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten eine Nation und nicht ein Misch sind. Um eine Nation zu sein, müsse sie eine Flagge, ein Volk, eine Sprache haben. Wollte sie ein Misch sein, würden sie jedermann erlauben können, aus fremden Ländern herzukommen und seine Traditionen und seine Sprache mitzubringen und sie in Ewigkeit zu pflegen. Die mißbrauchte Güte der Vereinigten Staaten könnte zu einem Mittel ihres Sturzes

werden. Wenn die Vereinigten Staaten eine Nation sein wollen, müssen sie eigene Traditionen und eine eigene Sprache haben, und der einzige Weg zu diesem Ziel ist, darauf zu bestehen, daß die adoptierten Söhne und Töchter es lernen, die Sprache der Adoptiv-Eltern zu gebrauchen und die Traditionen der Eltern zu ihren eigenen zu machen. Wenn der Krieg vorüber sein wird, werden wir Vereinigten Staaten vor verwickelteren Problemen als je stehen. Wir müssen ein Volk haben, das die Sprache des Landes versteht, wenn wir mit Erfolg diese Probleme lösen wollen. . . . Die Erlernung einer neuen Sprache ist nicht eine unausführbare Aufgabe. Die Erlernung der Sprache des Adoptivlandes sollte das erste Geschäft desjenigen sein, der den Schutz der neuen Regierung genießt.“

„Gilead“. Unter diesem Titel werden wir gegen Ende des Jahres aus Anlaß des beginnenden XX. Jahrganges unserer Zeitschrift ein Jahrbuch mit Illustrationen und Beiträgen für die Jugend von hervorragenden Schriftstellern (Erzählungen, Legenden, Gedichte, belehrende Aufsätze u. s. w.) herausgeben. Aus Papiermangel muß das Jahrbuch in beschränkter Auflage erscheinen. Da wir es aber hauptsächlich für unsere Abonnenten berechnet haben und ihnen den Bezug sichern wollen, so bitten wir um rechtzeitige Voranmeldungen, damit wir gleich beim Erscheinen die Versendung durchführen können. Vorzugspreis für Abonnenten drei Kronen.

Zum Uebersetzen.

| | | | |
|------------|----------|---------------|-------------|
| Baum | עֵץ | in den Garten | בְּבֵן in ב |
| Himmel | שָׁמַיִם | in dem Hause | בְּבֵית |
| Erde, Land | אֶרֶץ | in dem Wasser | בְּמַיִם |
| Zimmer | חֵדֶר | in der Nacht | בְּלַיְלָה |

אֲנֹכִי בְּבֵית. אַתָּה בְּחֵדֶר. הוּא בְּשָׂדֶה. הוּא בְּמִשְׁכָּה.
 אֲנִי בְּחֵדֶר. אַתָּה בְּמַיִם? אִיָּהּ הֵם בְּלַיְלָה? הֵם תָּמִיד
 בְּבֵן. בְּמַיִם חֵדֶרִים בְּבֵית? שֵׁשׁ חֵדֶרִים בְּבֵית. בְּמַיִם עֲצִים
 בְּבֵן?

Die Uebersetzung der hebräischen Aufgabe aus Nr. 20 lautet:

Die fleißigen Mägde, die guten Mütter, die kleinen Söhne, und auch die kleinen Töchter, wieviel sind hier? Zwei und ihr seid drei; wir sind vier Brüder. Du bist arm und sie ist reich, dort ist ein Mann, zwei Greise, wie viel der Söhne und Töchter? Es sind fünf.

Auflösung des Bilderrätsels aus Nr. 20:

Kaminfeger.

Die Auflösung des Rätsels aus Nr. 20 lautet:

Die Buchstaben G. e.

Auflösung des hebräischen Rätsels aus Nr. 20:

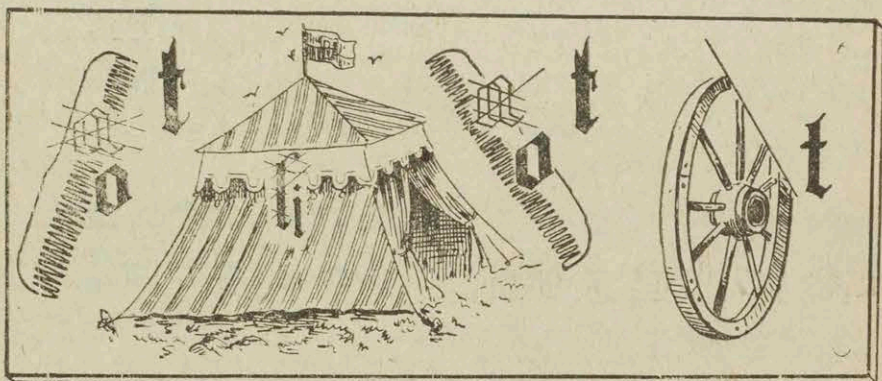
דָּם, אֶדָם.

Wortgleichheits-Rätsel:

Mai, Maikäfer, Vornehmen, vornehmen, Buchen, buchen.

Rätsel.

Bilderrätsel.



Rätsel.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß.
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerälteste Greis.
Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born.
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebogenem Silberhorn,

Er treibt sie aus zu goldn'nen Toren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.
Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Herde kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

Ein Maler ist er ohne gleichen,
Schaust du ihn an bei hellem Licht,
Wird er dir schnell dein Bildnis zeigen;
Ein bess'res gibt es wahrlich nicht.

Scherzfragen.

Welche Rosen schwimmen auf dem Wasser?
Welcher Wagen ist bei Tag unsichtbar?

Lomo Ladier, Struj.

In deutscher und in böhmischer Sprache.
**Zur Geschichte der Juden in Böhmen,
Mähren und Schlesien.**

Eine Sammlung historischer Urkunden, die sich auf das Leben und Wirken der Juden in diesen Ländern beziehen und vom Jahre 1620 bis zurück zum Jahre 906 reichen.

Herausgegeben von **Gottlieb Bondy**, gewesenen Präsidenten der Handels- und Gewerbekammer in Prag.

Von diesem Werke ist der erste Band vergriffen. Der zweite Band ist zum ermäßigten Preise von K 6.— nebst K 1.50 Portogebühr durch uns zu beziehen.

KAEMPF (Prof. S. I.)

**Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter aus
dem XI., XII. und XIII. Jahrhundert.**

INHALT: Metrische Uebersetzung der 10 Makamen des Charisi, sowie andere hervorragender Dichtungen neuhebräischer Poesie als: Sal. Ibn Gabirol, M. Ibn Esra Jehuda Halevi.

K 4.50 franko Haus. Dasselbe gebunden **K 7.—**.

Ist durch uns zu beziehen. Bestellungen ist der Kostenpreis beizulegen.

Geschichte der Juden in Böhmen.

Bearbeitet und in **böhmischer** Sprache herausgegeben von Rabbiner **A. STEIN, Radnitz.**

Gross-Oktav 60 Seiten K 3.— nebst 20 h Portogebühr.

Sigmund Mayer: DIE WIENER JUDEN.

520 Seiten Groß-Oktav. K 8.50 nebst Porto 80 h.

ZIONSLIEDER von ERICH JUHN.

Soeben erschienen im Verlage der k. k. Universitätsbuchhandlung, Wien mit geschmackvoller Umschlagzeichnung. — Gegen Voreinsendung von **K 2.80** (Frankozusendung) durch uns zu beziehen.

**Ein Geschenkwerk
ersten Ranges.**

In neuer Ausgabe und prachtvoller Ausstattung das berühmte Prachtwerk

Prof. Dr. Jul. Fürsts illustrierten Fünf Bücher Moses

mit deutscher Übersetzung, erläuternden Anmerkungen und **über 230 Bildern, Karten und Illustrationen.** Preis in Prachteinband **K 28.—** nebst K 1.50 Porto.

„SIPPURIM“.

Ghettosagen, jüdische Mythen und Legenden.

Volksausgabe

broschiert **K 5.—**, gebunden **K 7.—** nebst 50 h Porto.

Durch unsere Administration zu beziehen. Den Bestellungen bitten wir den Kostenpreis nebst der Portogebühr beizulegen, sonst könnten die Bücher nicht versendet werden.

Eventuell besorgen wir über Wunsch auch andere jüdische Bücher.

Ein hebräisches Quartettspiel.

העיר

Es ist etwas ganz Neues, was dieses Spiel bietet und worüber in der Nummer 16 Herr Dr. Hugo Bergmann eine gründliche Erklärung gegeben hat. Dieses Spiel kann durch unsere Administration gegen Voreinsendung von 6 K bezogen werden.

Handelsschule Wertheimer

Kontor zur Erlangung kaufmännischer Praxis

PRAG, POŘÍČ 6.

I. Stiege: Direktorat und Sekretariat.
II. Stiege: Herrenscheule.
III. Stiege: Damenschule und Praktizierstube. } alles im I. Stock.

43. Unterrichts-Jahrgang auf Grundlage von 18j. Geschäftspraxis.

Begründer des individuellen Einzelunterrichtes.

Damenkurse in abgesonderten Räumlichkeiten. — Kursdauer nur vom eigenen Fleiße des Lernenden allein abhängig.

Eintritt und wirklicher Beginn täglich.

Kostenfreie Stellenvermittlung.

Tausende von Absolventen in guter Stellung, Hunderte von Dankbriefen sind ehrenvolles Zeugnis von gewissenhaftem, auf wirklicher Erfahrung beruhenden Unterricht.

Die Volksvorschusskassa in Prag, Königshofergasse Nr. 14

Genossenschaft mit beschränkter Haftung

gewährt Personal-, Eskompt- und Fakturen-Kredit, nimmt Spareinlagen entgegen und verzinst sie mit $4\frac{1}{2}\%$. Ist Zahlstelle der jüdischen Kolonialbank in London für Böhmen, deren Aktien daselbst für je 1 Lst. zu haben sind. Die fälligen Kupons dieser Aktien werden daselbst honoriert.

Zentral-Verschleißstelle der Nationalfondsmarken für Böhmen.

500.000 K Garantiefond.

Zeichenstelle für die VIII. Kriessanleihe.

Zur Ausführung aller Arten

TELEPHON 2941-

Drucksorten empfiehlt sich

BUCHDRUCKEREI

G. M.



RUDOLF GRÜNHUT

B. H.

Prag V. Meiselsasse 17, vis-à-vis dem Jüdischen Rathause

Druck von Rudolf Grünhut, Gesellschaft m. b. H., Prag V.